Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 139 (1998)

Artikel: Lebenserinnerungen einer Nidwaldnerin
Autor: Urech, Cäcilia
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1033810

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Lebenserinnerungen einer Nidwaldnerin

Darf ich mich vorstellen: Ich bin Cäcilia Urech-Zelger, geboren am 20. Juli 1911 in Stans.

An einem warmen Donnerstag kam ich auf diese schöne Welt im «Häuschen am Bach». Wenige Monate vor diesem freudigen Ereignis sagte meine Mutter zum Vater: «So, jetzt muss ein eigenes Haus her! Das Zügeln habe ich langsam satt. Ein eigenes Haus, das wäre mein Traum, und wenn es nur eine Holzhütte wäre.» So war ich das erste Kind, welches im eigenen Haus die Familie vergrösserte. Es waren bereits fünf Kinder da. Damals war der 15. März Zügeltermin. Im zweistöckigen Haus gab es zwar noch kein fliessendes Wasser und kein elektrisches Licht. Sechs Zimmer waren vorhanden, zwei Küchen, zwei Toiletten, zwei Holzvorratsräume, Keller und Estrich. Die Treppe zum oberen Stock befand sich aber nicht im Haus, sondern an der Aussenseite. Vater liess das alles schön herrichten, und somit freute sich Mutter doppelt auf den Familienzuwachs, sprich: Cäcilia. 1911 waren ja in jedem Haus noch Estrich und Keller üblich, was man in der heutigen modernen Zeit nicht mehr behaupten kann. Auch Schrank und Kochnischen kannte man noch nicht, schon eher eine einigermassen geräumige Küche mit Küchentisch, was ich heute sehr vermisse. Was natürlich

Familienfoto 1929 (untere Reihe) Afra Müller-Zelger, Juliana, Mutter Christine Zelger-Kuster, Frida Wymann-Zelger, Karl, Malermeister und Musiker; (obere Reihe) Cäcilia Urech-Zelger, Maria, Paul, Josef Zelger-Wagner, Martha und Helen Reichmuth-Zelger.

Paul Zelger-Kuster, geb. 1879, mit seiner Schwester Marie, die in Stalden ob Sarnen Organistin war.

sehr praktisch war für eine kinderreiche Familie, das war der Bach, direkt neben dem Haus. Was konnte man mit dem nicht alles anstellen, unter anderem auch «die vollen Windeln ausschütten»! Überhaupt, die ganze Wäsche wurde im Sommer und im Winter im fliessenden Bachwasser gespült; Puh, wie schön war das im Winter!
Badezimmer waren damals noch sehr rar, aber unsere Eltern waren fortschrittlich genug, um eine grosse Blechbadewanne anzuschaffen, welche den ganzen Sommer über auf der Terrasse plaziert war. Das Wasser kam natürlich aus dem Bach und die Wärme von der Sonne. So kamen wir Kinder immerhin zu einem sonnenwarmen Bad, wenn auch nicht für jedes Kind (in der Folge zählten wir sieben Mädchen und drei Buben) frisches, warmes Wasser zur Verfügung stand. Auch wuschen wir unsere im Sommer staubigen Füsse in unserer «fliessenden Waschgelegenheit». Es gab eben noch Zeiten, da rannten wir recht gerne ohne Schuhe und Strümpfe in der Gegend herum. Heute aber ist das praktisch unmöglich. Beton und Steinpflaster haben diese schöne Gewohnheit ausgemerzt. Im Frühling konnten wir jeweils nicht warten und bettelten: «Gell, Mutter, wir dürfen ‹blutte› (= ‹nackte›) Füsse machen!» Aber Mutter pflegte dann zu sagen: «Ja, aber erst, wenn das Stanserhorn keinen Schnee mehr aufweist.»
Ferienreisen kannte man auch noch nicht. Für die meisten Familien gab es einen triftigen Grund, sie hatten eben mehr Kinder als Geld. So blieb halt die ganze Familie Zelger am besten im Dorf. Zum Glück schien die Sonne, soviel ich mich erinnern kann, fleissiger als heutzutage. Auf alle Fälle empfand ich das so. Wenn das Wetter einen schönen Sommertag versprach, schnallten wir unsere Holztraggabeln auf den Rücken, und los ging's in den Wald. Wir waren natürlich nicht allein. Andere Kinder haben auch auf diese Weise etwas Nützliches vollbracht. Wir freuten uns, wenn wir in kurzer Zeit einen ansehnlichen Haufen Brennholz zusammen hatten.
So blieb uns noch Zeit zum Herumtollen. Ja, so sahen unsere Ferien aus. Heute tragen die Kinder keine Traggabeln mehr, höchstens schöne farbige Rucksäcke. Übrigens sagte ich vor dreissig Jahren schon zu meinem Gatten: «Da gibt's nichts anderes mehr als einen Rucksack!» Die jungen Herren trugen ja so enge Hosen, dass man nicht einmal ein 5er-Nötli versorgen konnte in den Hosentaschen, falls

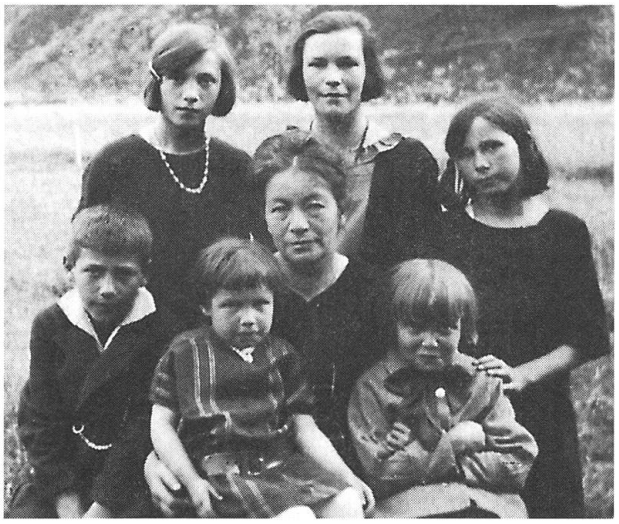
ein solches vorhanden war. Sackgeld war damals noch nicht üblich.
Die Koch- und Waschstelle, samt Zimmerheizöfen, verschlangen Unmengen Holz. Die grosse Wäsche für zwölf Personen wurde in der Küche besorgt. Am Abend nach der Wäsche kam die Badewanne in die Küche zu stehen. Es wurde wieder Wasser gekocht, und nun kamen wir Kinder an die Reihe. Eins nach dem anderen wurde ins Wasser getaucht und mit Seife bearbeitet. Übrigens: Seife, ja die war sehr, sehr schwer zu bekommen, sie war rationiert. Aber Mutter wusste sich immer zu helfen. Während dem Zweiten Weltkrieg war die Rationierung nicht mehr so streng. Aber 1914 bis 1918 und darüber hinaus hat Mutter die «Seifenlauge» selber produziert. Die folgende Handlung war für uns Kinder bestaunenswert genug, um sie von A–Z andächtig zu verfolgen. Ein Tabouret (= Holzhocker) wurde auf den Kopf gestellt, die Beine ragten in den Himmel. Ein viereckiges, weisses Tuch wurde an jedem Fussende befestigt mittels einer Schnur. Die Holzasche, welche man sammelte, kam in die Mitte des Tuches zu liegen. Aber jetzt wurde es erst spannend. Mutter erschien mit einer Pfanne voll kochenden Wasser und schüttete es über die Asche. Eine Schüssel unter dem Tuch sammelte die graue Brühe – und das war dann das «Seifenwasser» von anno dazumal. Ich wunderte mich oft als Kind, warum wohl bekam die Wäsche immer eine blaue «Schlussspülung». Viele Jahre spä-

Hintere Reihe von links: Marie, Paul (Musiker) und Frida (Musiklehrerin); unten: Cilly, Mutter mit Seppli, Martha, Helena, Afra und Vater, 1915.

ter kam mir die Erleuchtung: Aha, die Wäsche konnte ja nicht «weisser als weiss» wie heutzutage werden. Also wurde gemogelt, indem man der Wäsche einen blauen «Touch» verpasste.
Ach, Du schöner lieber Bach! Du wurdest schon vor vielen Jahren schamhaft zugedeckt. Zwei jüngere Brüder brachten es fertig, dass man sie aus dem Bach fischen musste. Uns Mädchen passierte das nie. Waren wir etwa bräver oder vielleicht eher ängstlicher? Ich glaube, eher ängstlicher.
Von 1914 bis 1918, ja noch länger, waren auch die Lebensmittel rationiert. Bei unseren Mahlzeiten stellte Mutter jeweils eine kleine Waage auf den Tisch, und es wurde jedem Kind seine Ration Brot abgewogen. Ich bedauerte den ältesten Bruder (geboren 1904), denn er war ein begeisterter Esser und er bekam nie zuviel davon, ich übrigens auch nicht! Unsere Mutter war eine sehr gute Köchin. Ihre Rhabarber- und Apfelkuchen waren ein Gedicht. Die Sache war aber diese: so einen grossen Backofen hatten wir in unserem Holzherd natürlich nicht. Mutter hatte eine glänzende Idee: Sie schickte zwei Kinder zur Bäckerei, und man gab uns ein grosses Kuchenblech mit nach Hause. Nun wurde der Teig vorbereitet und geknetet, auf dem Blech schön ausgerichtet, und jetzt kamen die Früchte an die Reihe. Aber schön ausgerichtet, wie Soldaten, mussten sie sich präsentieren, damit sie auch einen leckeren Eierguss verdienten. Jetzt hiess es wieder, zwei Kinder ran an den Kuchen mit dem grossen Blech. In der Bäckerei hatte es immer ein Plätzchen frei für «Zelgers Kuchen».
Das muss ich aber noch erwähnen: Diese Backofenwärme kostete uns nicht mehr und nicht weniger als 20 Rappen. Ich wundere mich heute noch, dass wir den grossen, schweren Kuchen immer ganz heimgebracht haben, und er nicht auf dem Boden landete. Nach dem Essen wurden immer drei Kinder in die Küche beordert. Die Arbeit teilten wir in drei Teile. Von einer Geschirrabwaschmaschine hätten wir nicht zu träumen gewagt. Im Turnus erledigten wir unsere Arbeit. Also: 1. abwaschen, 2. abtrocknen, 3. sich versichern, ob nicht noch etwa Geschirr im Esszimmer vergessen sein könnte, Herd putzen, Boden wischen und Geschirr versorgen. Es wurde natürlich nicht nur gearbeitet. Wir sangen aus voller Kehle zweistimmig die schönsten Lieder. Unsere Jüngste kam jeweils ganz aufgeregt in die Küche gerannt und fragte: «Warum stehen vor unserem Haus so viele Leute?» Ach, du liebes Schwesterchen, sie wollen doch zuhören, sagten wir. Kein Radio übertönte unsere musikalische Darbietung, höchstens der Applaus von begeisterten Zuhörern auf der Strasse.
Im Sommer, wenn wir nicht barfuss gingen, trugen wir handgestrickte Baumwollgarn-Strümpfe und «Zoggeli», das sind offene Holzschuhe mit Riemen. An Winterwerktagen aber, da gab es für die Kinder sogenannte «Holzböden», das sind schwere Lederschuhe mit Holzsohlen, mit schweren Nägeln versehen, damit die Holzsohlen nicht so schnell abgelaufen wurden. Es war jeweils köstlich, wenn wir versuchten, mit möglichst hohen «Schneestollen» herumzustolzieren. Das ging natürlich nur, wenn die Nägel noch einigermassen neu waren und nicht abgelaufen.
1914 kam der zweitjüngste Bruder Josef zur Welt. Vater absolvierte Militärdienst als Feldpöstler in Olten. Ich kann mich sehr gut erinnern, wenn er auf kurzen Urlaub kam und dem Baby ein Spielzeug

brachte, musste er niederknien, denn einen Stubenwagen gab es bei uns noch nicht, aber eine wunderschöne geschnitzte Holzwiege. Erst beim neunten Kind kam ein Stubenwagen ins Haus, und so bekamen die zwei letzten Ankömmlinge eine fahrbare Schlafgelegenheit.
Als ich noch ein kleines Mädchen war, besass unser Grossvater einen «Phonograph», und wie oft lief die Platte von Caruso. Ich fühlte mich jeweils im siebten Himmel, wenn ich zuhören durfte. Diesen Apparat musste man von Hand aufziehen, was Grossvater gerne für seine lieben Grosskinder tat.
Ich erinnere mich an meine Primarschuljahre. Es gab damals Mädchenschulhäuser und Knabenschulhäuser. Sie waren natürlich weit voneinander entfernt. Heute dürfen sogar Mädchen ins frühere Stanser Knabengymnasium eintreten. Im ganzen Mädchenschulhaus gab es nur in der Wohnung der Lehrschwestern elektrisches Licht, im Arbeits-, das heisst Handarbeits-Nähzimmer und im Eingang und Korridor. Am Nachmittag um 14.30 Uhr war Schulschluss. Für die Hausaufgaben hatten wir natürlich daheim elektrisches Licht. Am Morgen, wenn es noch nicht so hell war, hatte man eben Kopfrechnen und Singen in der Schule.

Cäcilia Zelger, 1921

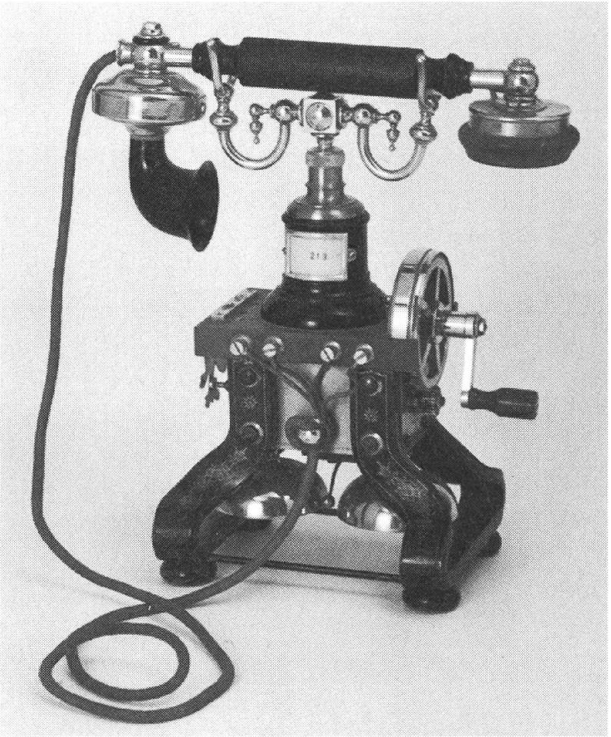

Mutter Zelger mit Cilly, Marty, Afra, Sepp, July und Kathri auf der Kollegiwiese in Stans, 1922.

Am Sonntagnachmittag unternahmen wir nach der Vesper einen Spaziergang mit den Eltern. Ich fand das immer so aufregend, wenn unsere Mutter ihr schönes Sonnenschirmchen aufspannte. Brauner Teint war damals verpönt, Mutter hatte immer eine schöne weisse Haut (ohne Puder). Wir freuten uns herzlich, wenn wir auch abwechslungsweise einmal das Sonnenschirmchen behändigen durften.
Ich weiss nicht, ob es das heute noch gibt, eine Kochkiste. Während dem Ersten Weltkrieg hatte Mutter eine solche gebastelt: sie nahm eine entsprechend star-

ke Holzkiste mit einem guten Verschluss. Die Kiste wurde mit Holzwolle fest ausgestopft, in der Mitte wurde eine Öffnung für den Kochtopf gelassen. Jetzt wurde das Kochgut bis zum Siedepunkt gebracht und sofort mit dem Topf in die Kochkiste in die Öffnung befördert und mit Deckel und einer Wolldecke versehen. Ein gutes Schloss durfte nicht fehlen. So, jetzt können die Kastanien weiterkochen! Aber oha, einmal war doch die interessierte Cäcilia auf die Idee gekommen, die gutverschlossene Kiste vorzeitig zu öffnen. Als Mutter nach der von ihr berechneten Kochzeit die «schönen weichen Kastanien» herausnehmen wollte – das Weitere kann man sich ja vorstellen! Unseren heissgeliebten Grossvater, Vaters Vater, geboren 1845, 1923 gestorben, habe ich noch in sehr guter Erinnerung. Er war ein Universalgenie. Als aufgeweckter Schüler besuchte er die Lateinschule im Kapuzinerkloster, bei den Franziskaner Patres in Stans. Eine entsprechende Notiz habe ich einmal in einer Festschrift des Gymnasiums gelesen. Es war eine Festschrift zum 100-Jahr-Jubiläum der Gründung der Blasmusik, 1884. Wer war der Gründer? Mein Grossvater Josef Zelger. Es freut mich heute noch, dass ich mich für ihn eingesetzt habe. 1983 habe ich nach Stans ins Gymnasium telefoniert. Ich fragte: «Wisst Ihr überhaupt, dass Ihr 1984 das 100-Jahr-Jubiläum der Blasmusik feiern könnt?» Nein, man wusste nichts davon. Kurz entschlossen reiste ich von Zürich nach Stans, mit dem Foto des Gründungsjahres bewaffnet. Jetzt aber wurde man hellhörig. Und es wurde tatsächlich eine 100-Jahr-Feier organisiert, zu der ich eingeladen wurde. Laut Jahresbericht des «Stanser-Student» wurde das Gymnasium im ersten Anlauf eröffnet. 1883, bereits am 11. Oktober, kamen die ersten Internatszöglinge ins Gymnasium. Mit besonderem Stolz erfüllte es mich damals als Kind. An diversen Festtagen spielte die «Stundenten-Musik», zum Beispiel an Namenstagen von Pater Rektor, Pater Guardian, der Präfekten, am Josefstag (Grossvaters Namenstag). Diesen Tag empfand ich immer als besonders feierlich. Grossvater erlaubte sich, eine «deutsche Zigarre» zu rauchen, sonst an einem anderen Tag habe ich das nie gesehen. Die Krönung dieser Festivitäten war für mich immer der Cäcilientag. Da marschierte die «Concordia» im Stanserdorf auf verschiedenen Strassen herum. War ich da stolz auf meinen Namen! Warum heisse ich eigentlich Cäcilia? Es war der Wunsch meiner Tante und Patin. Sie war Organistin, und da die heilige Cäcilia die Patronin der Kirchenmusik bei den Katholiken ist, ist das ja verständlich. Aber ich habe einmal eine heisse Diskussion mit einer reformierten Organistin geführt, und sie hatte es mir kategorisch abgestritten.

Nun zurück zu meinem Grossvater. Nach der Lateinschule verreiste er ins Welschland, um eine Uhrmacher-Lehre zu absolvieren. Zurückgekehrt nach Stans, arbeitete er als Uhrmacher und als Herrencoiffeur, in der eigenen Werkstatt. Damals waren die Zahnärzte noch dünn gesät, aber man musste doch die ersten und zweiten Zähne auf irgendeine Art loswerden, so hat sich Grossvater auch in dieser Branche betätigt. Natürlich ohne Spritze, welche heute so viele Schmerzen vermeiden kann. Ich besitze ein Foto von 1884, welche zeigt, dass Grossvater sein Haupt-Augenmerk auf die Musik setzte. Schon 1876 war er Begründer der Stanser Harmoniemusik und leitete sie etwa 20 Jahre um Gotteslohn! 1884, als das Gymnasium

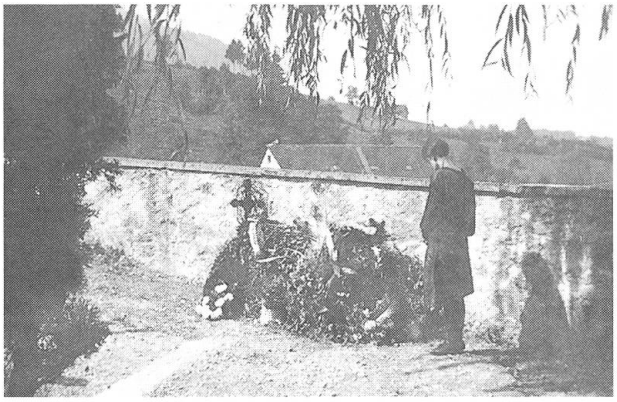
Stans seine Blasmusik erhielt, war es wieder mein Grossvater, welcher als Gründer verbucht ist. Als ehemaliger Trompeterkorporal 1870 blies er auch tüchtig mit. Ungefähr 90 Gymnasiasten waren bereits eingetreten, wurden von sechs Patres unterrichtet, welche als Professoren wirkten. «Papa Zelger», wie die jungen Kollegianer ihn liebevoll nannten, konnte sie 27 Jahre begeistern. 1911 aber gab er den Dirigentenstab zurück ans Kollegium. Man bedankte sich für seine selbstlose Hingabe, welche ihn für so lange Zeit glücklich machte. Grossvater freute sich natürlich auf die Rückkehr seines Sohnes, Pater Julius Zelger. Er kam in sein Heimatdorf ins Kapuzinerkloster. Und was stand näher, Pater Julius wirkte in der Folge am Kollegium als Musiker, Organist in der Kirche, Chorleiter und Klavierlehrer. Er war auch als Professor für Latein und Französisch



Vor-Vor-Vorläufer des Internet um 1892. (Aus dem Buch: Schlüssel zum Tor der Welt)

am Kollegium. Als Sohn von «Papa Zelger» war er auch ein humorvoller Mensch. Wenn er jeweils vom Besuch bei uns wieder ins Kloster zurückkehrte, fragten ihn die Mitbrüder: «So, Julius, wie war's bei deinen Verwandten?» Da er ja bei uns sieben Nichten und sonst noch weitere vier Nichten bei Bruder und Schwester antreffen konnte, pflegte er zu sagen: «Ich bin ganz ver-Nichtet.» Grossvater machte auch immer so ausgewählte Sprüche. Wenn man nach einem Besuch von ihm Abschied nahm, war sein üblicher Wiedersehensgruss: «Chemid de wider (Kommt wieder) im Glanze der Abendsonne!» Überraschend starb er an einem schönen Sonntagnachmittag nach einem Vesperbesuch im Frauenkloster auf dem Heimweg. Anwohner vom Frauenkloster betteten ihn auf eine Matratze inmitten eines prächtigen Gartens. Grossvater erlitt einen Hirnschlag. Man erreichte noch seine Gattin, seine drei Söhne, die Töchter lebten in Obwalden und konnten leider nur noch zur Beerdigung kommen. Und tatsächlich gab er seinen romantischen Geist auf, «im Glanze der Abendsonne». An die Beerdigung von Grossvater kann ich mich noch sehr gut erinnern. Seine zwei Blasmusiken spielten an seinem Grab. Und was die «Studenten-Blasmusik» spielte, war «Es ist bestimmt in Gottes Rat, dass man vom Liebsten, was man hat, muss scheiden» (von Eichendorff).

Als Kinder durften wir etwa mit Grossvater in den Wald gehen, um Holunderäste zu sammeln. Warum und wofür Holunderäste? Ja, die Sache ist so, mit dem Mark der Äste hat ein Uhrmacher früher das Innenleben der Uhren gereinigt. Letzthin erzählte ich das einem Uhrmachermeister, und was hat er gesagt: «Ja, das machen wir



Als 17jähriges Mädchen hatte Cilly einige Male von einer Mauer geträumt. Es war die Mauer – bei der später der Vater beerdigt wurde. Frida an dessen Grab 1928.

heute noch so, nur gehen wir nicht mehr selber in den Wald, um das Zeug zu holen!» Ich möchte raten, wie viele Leute das überhaupt wissen.

Als kleine vorschulpflichtige Fräuleins sangen wir bereits «Die Himmel rühmen» von Beethoven, und natürlich zweistimmig «Stille Nacht, heilige Nacht». Dazu begleiteten uns Onkel Julius und mein ältester Bruder am Klavier. Sie waren beide grossartige Pianisten. Onkel Julius schwärmte überschwenglich von Richard Wagners Musik. An Weihnachten war es früher üblich, dass jedes Kind ein Sprüchlein vor dem Baum aufsagen musste. Aber zuerst kam eine Verbeugung und nach dem mehr oder weniger gelungenen Vortrag nochmals eine Verbeugung.

1928, als mein Vater an einer Blutvergiftung starb, musste unsere Mutter selber die Führung übernehmen. Hätte es damals schon Penicillin gegeben, wäre vieles anders verlaufen. Man hatte viel davon gehört, aber es war noch nicht soweit, dass man es anwenden konnte. Vater war nie krank, und erst 49jährig. Es war eine schlimme Zeit. Kurz vor seinem plötzlichen Tod, ohne vorherige Krankheit, habe ich einige Male so merkwürdig geträumt. Ich sah eine Mauer, immer dieselbe. Genau, an dieser Mauer wurde Vaters Grab geschaufelt, und er wurde dort beerdigt, beim Eisentor eines Seiteneinganges des Friedhofs. Um unseren Weg abzukürzen, nahmen wir oft den Weg über den Friedhof. So kamen wir immer an dieser Mauer vorbei. Ich war damals 17 Jahre alt und habe gemerkt, dass etwas in mir ist, was ich mir nicht erklären konnte. Schon öfters hat sich das bewiesen, da ich erleben musste, wie viele Vorahnungen sich erfüllten. 1890 war Mutter die einzige von sechs Schwestern und zwei Brüdern, die es wagte, ins Welschland zu gehen, um die französische Sprache zu erlernen.

Mein Vater war ein guter Läufer. Seine Braut lernte er in Stans kennen. Da sie nach ihrem Welschlandaufenthalt wieder in ihrem Heimatdorf Engelberg arbeite-

Cilly Zelger vor der Kirche in England, nach ihrem Gesangssolo.

te, besuchte der verliebte Paul sie eben dort. Die Stansstad-Engelberg-Bahn wurde erst später erbaut und somit wurde meistens der Weg unter die Füsse genommen. Autos oder einen Pferdewagen konnte ein junger Mann sich nicht leisten. So marschierte also der fröhliche Paul mindestens fünf Stunden drauflos, bis er in Engelberg ankam. Mutter erzählte uns Kindern, wie sie sich in ihrem Leben einmal so sehr schämte. Als sie in Stans bei ihren zukünftigen Schwiegereltern zu Besuch war, vergass sie ihre Galoschen (Gummi-Überschuhe). Der aufmerksame Paul schickte die «Galoschen» auf den Geburtstag von Christine nach Engelberg; Christine ihrerseits dachte: «Was, Paul schickt mir zum Geburtstag nur meine Überschuhe!» Sie schleuderte dieselben voller Wut unter das Bett, ohne ihren Inhalt zu erforschen. Bis nach einiger Zeit der enttäuschte Bräutigam sich bei ihr erkundigte: «Hat Dir die Uhr gefallen?» «Was für eine Uhr? Ich habe keine gesehen!» Und sobald sie dazu kam, kroch sie unter ihr Bett und ging der Sache auf den Grund. Und was fand sie? Eine wunderbare, goldene Uhr, zuvorderst in der Schuhspitze. Paul war natürlich an der Quelle, sein Vater war ja Uhrmacher. Und das war eben der Moment, wo Christine sich so sehr schämte.

Vaters Mutter wurde schon mit 50 Jahren vom grauen Star (Augen) befallen. Da sie ein Schneideratelier führte und daneben ein Stellenvermittlungsbüro innehatte, sagte sie zu meiner Mutter: «So, Christine, das kannst du jetzt übernehmen, das Stellenvermittlungsbüro.» Ja, damit ist sie sehr reich geworden, Einschreibegebühr: 70 Rappen! So hatte sie natürlich auch uns Mädchen und Buben nach Frankreich und England vermittelt. Mutter wollte, dass wir Sprachen lernen, aber nicht in der Schule, sondern wir mussten arbeiten in der Fremde und nebenbei lernen. Ich selber war ein Jahr in Grenoble und ganze zwei Jahre in England! Wir hatten natürlich auch Heimweh, aber als meine jüngere Schwester und ich in die Schweiz zurückkehren wollten, schrieb uns Mutter (man schrieb das Jahr 1933): «Bleibt noch ein Jahr, es ist nichts los in der Schweiz!» Es gab viele Arbeitslose.

Sie war übrigens eine tüchtige, resolute Frau, unsere unvergessliche Mutter. Vater ergänzte sie gut, war er doch ein sehr humorvoller, kinderliebender Mann. Vater war ein sangesfreudiger Mensch, wirkte im Kirchenchor als Tenor mit. Als Hornist konnte man ihn in der Feldmusik bestaunen. Die Musikanten hatten sein Horn sicher besonders bewundert, da seine Kinder alles daran setzten, ihm den schönsten Glanz zu verleihen. Mit Freude und Stolz sind wir mit Lappen und Sigolin ans Werk gegangen. Wenn es irgend ein Fest zu feiern gab, war natürlich die Harmoniemusik dabei, und Grossvater mit dem Dirigentenstab, später Onkel Josef.

In der Stube unserer Grosseltern stand ein grosser grüner Kachelofen. Wie schön war das für uns Kinder. Wenn wir eine Schlittelpause machten und die Stube der Grosseltern aufsuchten, durften wir gebratene Äpfel entgegennehmen, welche im Ofen für uns bereitlagen. Wie freute ich mich jeweils, wenn ich gegen Abend zu Grossmutter kam, um Milch zu holen. Da gab's noch keine Pastmilch im Karton, sondern einen kleinen Milchkessel. Ja, da kam es vor, dass sie mich fragte: «Cäcilleli, möchtest du ein Eili?» Und ob ich mochte! Die eine Tochter besass einen Laden im Obwaldnerland und damals kam es oft vor, dass man mit Lebensmitteln be-

zahlte, mit Fleisch oder Eiern, wenn man eine Landwirtschaft besass. Tante Kreszentia schickte dann ihrer Mutter, in einem speziellen Holzkistchen mit Abteilungen, regelmässig Eier. Und so kam ich zu einer guten Zwischenverpflegung, von Zeit zu Zeit.

Oft durften meine Schwester Afra und ich bei Grossmutter im Gästezimmer schlafen. Aber der schönste Augenblick war immer, wenn Grossmutter mit dem Frühstückstablett ins Zimmer kam und es uns auf die Bettdecke plazierte. Ach, war das schön! Wenn unsere Mutter das Bett hüten musste, war Grossmutter oder eine Schwester der Mutter sofort zur Stelle. Wenn man bedenkt, Mutter hatte zehn Kinder geboren und erlebte fünf Hirnschläge, und sie war nie in einem Spital untergebracht. Sie wurde immer daheim gepflegt. Gegen hohen Blutdruck gab es damals noch keine Mittel. Mutter musste eine Diät befolgen, was nicht leicht für sie war. Wir hatten aber einen wunderbaren Hausarzt, der regelmässig bei uns auftauchte, um unsere Mutter zu besuchen und der uns gute Ratschläge erteilte. Ich selber nahm schon über zwanzig Jahre blutdrucksenkende Mittel. Mein Arzt versicherte mir: «Wenn Sie diese Sachen nicht so pünktlich und gewissenhaft einnehmen würden, könnten Sie diese Lebenserinnerungen nicht schreiben, denn dann wären Sie schon längst nicht mehr da!» Zum Glück bin ich aber noch da, und kann auch etwas beitragen zu den gesuchten Lebenserinnerungen.

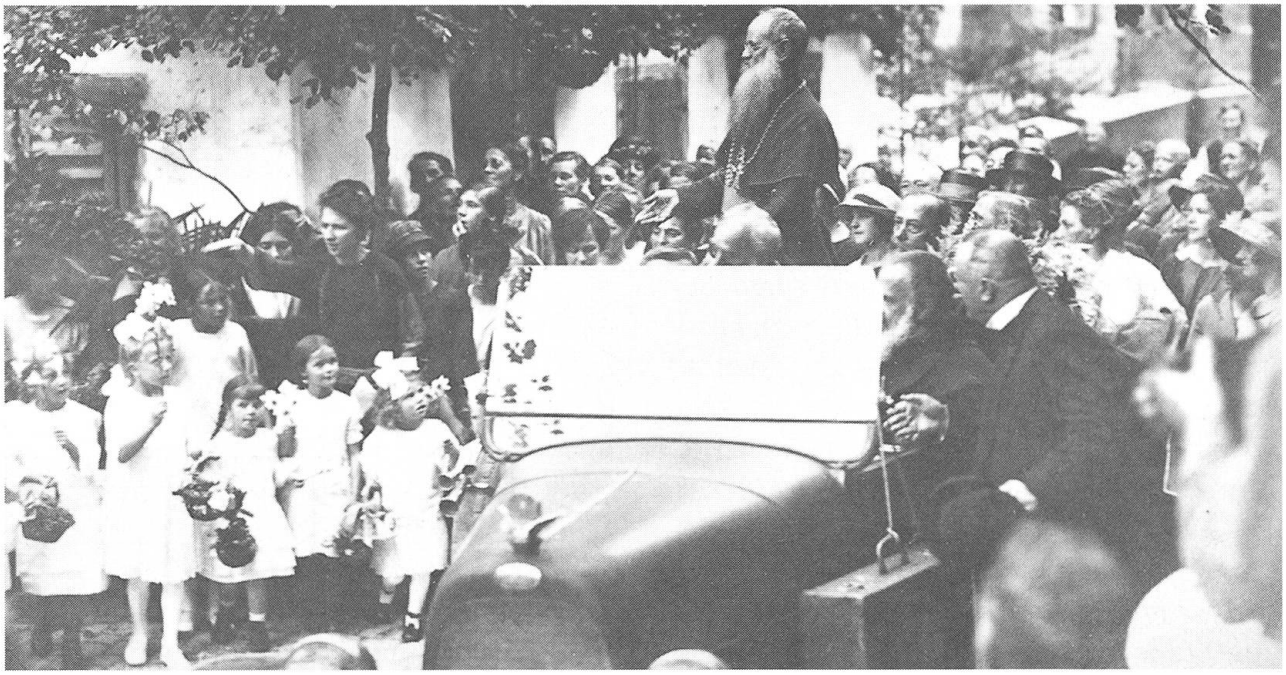
Es ist eigentlich unglaublich, was unsere Mutter alles gekonnt hat. Hausschuhe, Schuhe und Kleider, Pullover machen. Ein gepflegter Garten machte ihr auch Freude. Wir Kinder mussten natürlich tüchtig mithelfen, damit sie das alles bewältigen konnte. Ich selber habe stolz von ihr verfertigte braune Lederschuhe getragen. Diese sind auf einer Familienfoto von 1915 zu sehen. Es fehlen noch die letzten zwei Kinder auf der Foto. Auf der zweiten Familienfoto fehlt der Vater bereits, da er schon nicht mehr unter uns weilte. Dasselbe wurde 1929 aufgenommen. Ich besitze sogar noch eine Familienfoto, welche in Engelberg mit Mutters Familie so um 1888 herum aufgenommen wurde. Mutter als Fünftklässlerin, mit hohem Halskragen, langen Ärmeln und einem Kleid, das bis zu den Füssen reichte. Die ganze Familie ist sehr festlich gekleidet, es ist eine wahre Freude. Damals waren Armbanduhren noch nicht üblich, aber Mutter und alle sechs Töchter trugen eine Uhr und zwar an einer Halskette oder einem Halsband. Auch die Männer trugen eine Uhr mit Kette. Der junge Meinrad, das Grosskind, trägt sogar einen Hut. Früher war das noch üblich, auf alten Bildern sieht man das sehr oft. Auch wir haben als Kinder Hüte getragen, besonders an Sonntagen.

Als mein ältester Bruder damals keine Stelle als Lehrer fand, betätigte er sich als Pianist. Er spielte an verschiedenen Ferienorten mit einem Orchester. Unter diesen durfte natürlich Pontresina nicht fehlen. Im Kurpark gab es jeweils bei schönem Wetter am Vormittag ein Konzert für die zahlreichen Gäste. Als wieder einmal ein solches Konzert ausklang, und die Musiker sich anschickten, zum Mittagessen zu gehen, spielte Paul weiter. Er sah eine Dame allein und andächtig zuhören, und er dachte: «Ich spiele jetzt noch ein wenig für sie, anscheinend freut sie sich über mein Klavierspiel.» Als er dann aufbrechen musste und den Flügel abschloss, kam die Dame zu ihm auf das Podium und sagte ganz verzückt: «Sie ha-

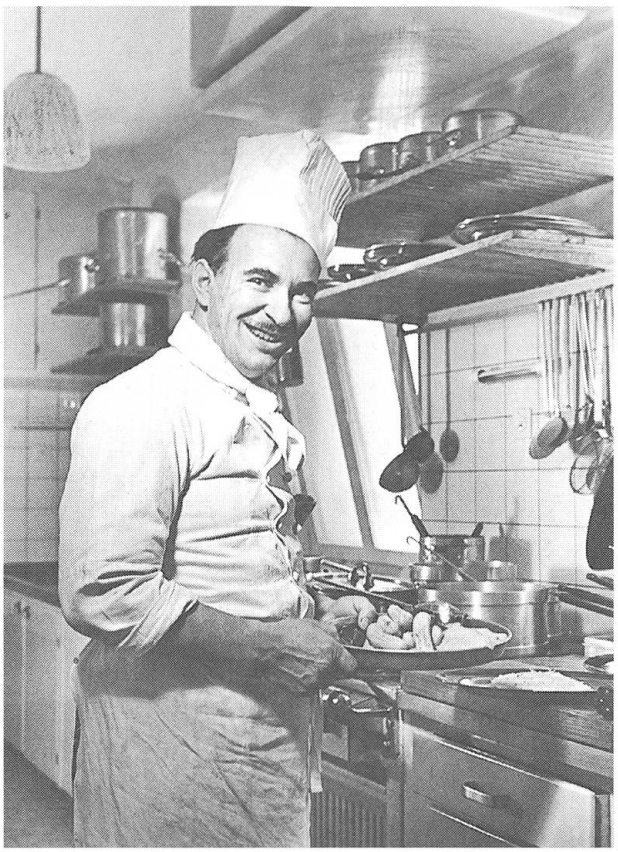
Geburtstagsfest von Gabriel Müller-Zelger in Sepp's Garten 1961. Von links: Paul, Sepp, Karl; unten: Frida, Maria, Helen, Martha, Cilly, Afra und Juliana.

ben wunderschön gespielt!» Sie verneigte sich und sagte: «Clara Haskil.» Ach, das ist ja die weltberühmte Pianistin! Sie vereinbarten noch ein Zusammentreffen. Aber sie verreiste bald und nach einem Unfall starb sie überraschend. In der NZZ (Neue Zürcher Zeitung) habe ich über sie in «Phono-Spektrum» gelesen. Am 7. Januar wäre sie 100 Jahre alt geworden. Mein Bruder war ein Idealist. Als ein Musikerkollege an einem Hirntumor starb und eine Frau mit drei schulpflichtigen Kindern zurückliess, heiratete er die Witwe und sorgte für die Familie. Renten gab es 1931 noch keine.

Im Alter von 15 Jahren, nach der Primarschule, musste ich arbeiten gehen. Später arbeitete ich zehn Jahre in Hotels. Ich konnte jeden Platz ausfüllen, wenn irgend jemand nicht zur Stelle war. Ich war Küchengehilfin, Zimmermädchen, Saaltochter, ja sogar Obersaaltochter, Barmaid, und zu guter Letzt habe ich auch



Besuch von Bischof Maria Zelger in Stans 1925. Neben Landammann Wyrsch, Hans von Matt sitzend, Franz Kaiser, Franz Imboden auf Mutters Arm, Frau Zwyssig, Josy Achermann. Vorderseite von Bischof: Maria-Katharina Abry, Anna Durrer, Anni Lussy, sie hatte dem Bischof einen Stauss Alpenrosen überreicht. Paula Willy, Frau Lussy-Geiser, Marili Odermatt, Adelheid Zumstein und ganz links Käthi Abry-Odermatt, Marieli Willy (Frau Georg Wyss).



Gabriel Müller-Zelger als Küchenchef in der Krone zu Stans.

noch als Discjockey gewirkt. Ja, eines Tages, als eine Hochzeitsgesellschaft ihr Fest feierte, kam Frau Christen, die Hoteldirektorin, ins Office, nahm mich am Ärmel und sagte: «Komm, Cilly, und singe der Gesellschaft das Lied ‹Ich han es Hüsli nett und blank›, das kannst du doch so schön singen!» Ich war damals 16jährig, und das war der erste öffentliche Auftritt. In meiner Klasse waren wir 44 Schülerinnen. Wir haben regelmässig Klassentreffen. Wir waren lange vollzählig. 1993 waren wir noch 16 Frauen. Eine Mitschülerin aus Stans besorgte den Saal, das Essen und natürlich die Einladungen. Die Unterhaltung, das Dichten und Singen, das übernahm ich. Ich muss sagen, der Applaus ist jeweils mehr als nur mässig.
1941 lernte ich in Stans an einem Maskenball einen Leutnant kennen. Er war noch Student, er studierte an der ETH Zürich. 1944 beendigte er sein Studium und stieg als frischgebackener dipl. Ing. ETH ins Berufsleben. So war der Weg frei für eine glanzvolle Hochzeit. Vier Jahre später konnten wir uns an einer gesunden Tochter erfreuen. Sie ist heute Augenärztin. Ich bin froh darüber, denn die Augen sind mein schwacher Punkt. Zwanzig Jahre betrieb mein Mann seine eigene Firma für wärmetechnische Produkte. Sein Herz hatte sehr gelitten unter dieser grossen Aufgabe. Vor drei Jahren musste er sich einer grossen Herzoperation unterziehen. Er erholte sich nie mehr richtig. Eines Morgens fand ich ihn auf seinem Schaukelstuhl in der Stube, er war hinübergeschlummert und hatte ausgelitten.

Cillys letzter Auftritt mit Pepe als Conferencier.

Ich wohne jetzt in einer schönen Wohnung, allein, und ich werde bald meinen 87. Geburtstag feiern können. Ich habe aber noch viele treue Verwandte und Freunde, die mich einladen und besuchen.

Cäcilia Urech